

Chronik version 2

ein Tag im Jahr,
wegen Arbeiten am Gleiskörper verspätet sich die Ankunft des Zuges

Der Gedanke, dass das Schlimme einer politischen, wie auch gearteten, Entgleisung, gar nicht, das Sich-aus-der-Bahn-des-alltäglich-Sagbaren-Werfen, das Abkommen, Missachten der Konventionen, ist; sondern vielmehr das Nicht-Eintreten der Katastrophe, des Zugunglücks, nämlich das Weiterfahren auf völlig unbekanntem Terrain; die gleislose Weiterfahrt nach drastischem Richtungswechsel – und, dass wieder Gleise gefunden werden, die wir den Versagten andichten können.

Die Entgleisung als Remise, als Neuausrichtung des Nullpunktes, als Erneuerung der Skala ins Bodenlose.

zweiter Tag eines Jahres, fünf Minuten nach Abfahrtszeit

Wann? Werden wir uns eines Tages fragen. Werden uns selbst anblicken, in den Spiegeln, die uns geblieben sein werden. Warum? Werden wir uns fragen, ob es zu spät sein wird – und ihre Antworten werden wir schlucken wie nichts. Und wenn wir sie ausspeien, *sie* anspucken, wird das, was wir ausgespien haben an unseren Spiegelbildern haften bleiben.

Die Schwierigkeit der Chronik, aufzuzählen, ohne anzuklagen, Wort an Wort zu reihen, ohne Namen finden zu müssen, das bislang Unsagbare durch bloße Wiederholung, Übersetzung, ohne Urteil für sich stehen zu lassen; den Augen der Anderen zu vertrauen.

Die Schwierigkeit, dem plumpen Aufschrei zu entgehen, dem Fingerzeig aus dem Glashaus... Den Stein zu werfen, ohne sich selbst dabei zu verfehlen.

Denn was wir auch melden, wir stehen auf verlorenem Posten, wenn wir meinen mit dem Richtstab dokumentieren, die Vergehen dieser Anderen mit ihren eigenen Werkzeugen an die Wände pinseln zu können.

Kein Wort, das wir gegen sie richten, das nicht uns selbst trifft (uns selbst zu treffen hat); kein Heulen, kein Schreien, das einmal ausgespien nicht einen schrecklichen Spiegel entwirft, unsere Zungen zu verbrennen an den Brandmauern, den Fackelzügen zum Grab des toten Kameraden.

Denn obschon immer noch allgegenwärtig, sind sie nicht zeitlos genug; obschon Stimme einer Masse, noch zu einzigartig, zu individuell, um mit ihren Namen Schreckgespenster aufzumalen. Unsere Sprache, mit der wir richten wollen, sitzt zu fest in der Zeit, als dass sie glaubwürdig, allgemeingültig ein Bild, eine Idee zu Fall bringen könnte – ist gleichzeitig Stiefschwester *ihres* Geheuls, unbrauchbar geworden, sobald wir meinen, mit ihr ins Feld ziehen zu müssen.

Ändert die Vorzeichen, und die Geschichte wird kommen.

Bleibt wachsam, erspähet die Entgleisung, verurteilt, richtet sie scharf, harret liebe Freunde! Es sei unser letzter Kampf...

Im Text hängen unser *sie* und ihr *wir* an einem gleichen *diese da*. Wir alle werden zu einem, wenn wir die Worte nur geschickt zeigen lassen. Selbst den Chören der ewig Demonstrierenden – die Guten, seien sie hier müde genannt – haftet der fahle Ruf des Kampfes, des Sieges somit, der

Weltvergessenheit an, die, oft genug ausgesprochen, von Theaterbühnen geplärrt, Fleisch wird: getriebenes, geschundenes, verfolgtes und gefundenes...

Achter November Zweitausendvierundzwanzig Amsterdam

(Pause)

Die Frage, ob wir uns nicht wehren können, ohne das fremde Gegröle in den eigenen Stimmen allzu vertraut zu finden; ob wir an unserer Mitsprache zu ersticken haben, sooft wir: *die, uns* und *wir* sagen – nur um nicht namentlich zu nennen, was noch nicht Bild seiner selbst geworden, noch und niemals aus dem Zeichen gelöst werden darf?

Ist alles, was uns bleibt, die Erdbeben, die Entgleisungen auszuschweigen; in Ermangelung unbefleckter Sprache, Buchstabe um Buchstabe stumm zu klauben, nur um sie in die Asche zurückfallen lassen zu müssen?

Der Protest muss sich über die Enumeration erheben, das Individuum als Ankläger und Verurteilten hinter sich lassen – muss den Chronisten vergessen, denn seine Liste glaubt an den Einzelfall, bestätigt in Form und Inhalt, was als falsch selbst entdeckt werden muss.

Wenige Zeichen bleiben, entkommen dem Syntagma der Schande – bleiben durch die Zeit, *diese da* zu entlarven. Die einzig politisch relevante Protestphrase, so allgemeingültig wie wirkmächtig, semantisch präzise, gleichsam furchterregend und zukunftsverheißend; jene Parole, den Mündern des Pöbels entnommen und doch sprachlich aus der Geschichte gelöst, über dem Text stehend, der Satz uns endlich zu wehren:

auch H.K. isst heimlich Döner

Kooperationsprojekt „Über Wachsamkeit und politische Entgleisungen: Tagebücher aus Stadt und Land“ – Beitrag von Jules Linner

20. September 2024	
<p>In einer WhatsApp-Gruppe wird ein Video mit einer sexistischen Pointe über Hausfrauen in den 1950ern geschickt. Es gibt von Gruppenmitgliedern Gelächter darüber, dass damals die Welt „noch in Ordnung war“.</p>	<p>Ich schreibe selten in dieser Gruppe, bleibe aber drin, falls etwas Wichtiges besprochen wird. Aber allgemein ist mir der Humor zu derb, ich lache nie über die ewiggleichen Cartoons über „dumme Frauen die Männer in einer sexlosen Ehe gefangen halten“.</p> <p>Dieses Mal kann ich meinen Ärger aber nicht für mich behalten. Ich beginne zu tippen. Doch bevor ich reagiere, fragt schon eine Freundin, ob diese Art von Humor in einer Gruppe mit 98% Frauenanteil wirklich angebracht ist. Erleichterung. Auch sie hatte den Mut, etwas zu sagen und ich pflichte ihr sofort bei. Ich hinterfrage die Motive des Absenders des Videos. Seine Reaktion ist absehbar. Wir „Mädels“ sollen nicht so empfindlich sein, ob wir denn keinen Spaß mehr verstehen?</p> <p>Nein, das tun wir in diesem Fall nicht. Und es ist wichtig dies zu betonen. Seitdem werden keine solche Witze mehr in diese Gruppe geschickt.</p>
2. Oktober 2024	
<p>Kurz nach der Nationalratswahl. Ein Kollege sagt im Pausenraum, „Also ja, der Kickl geht eigentlich gar nicht. Aber wenn man sich als aufgeklärter Mensch vor den Wahlen alle Wahlprogramme durchliest, sieht man schnell, dass die FPÖ mit Abstand das besten von allen hat.“</p>	<p>In mir brodeln es sofort. Vor einiger Zeit hätte er sich mit solchen Aussagen vor mir noch zurückgehalten. Ich möchte widersprechen, diskutieren, streiten. Aber ich packe gerade meine Sachen. Meine Arbeitgeberin schickt mich nachhause, weil ich krank bin. Und es fehlt mir an Energie. Es ist mein Beruf, andere dazu zu befähigen, sich selbst Meinungen zu bilden und einen kritischen Blick auf die Welt zu werfen. Das ist bei 13-jährigen schon schwer. Ich kann nicht jetzt auch noch die politische Aufklärung für einen mitte-40-jährigen übernehmen.</p> <p>Noch immer nervt es mich, nicht mehr gesagt zu haben. Dass ich ihm nicht kommuniziert habe, dass diese Wahl und Stimmzettel wie seiner in vielen Angst und neue Sorgen ausgelöst haben. Aber ich beginne die Kraft für den nächsten Widerspruch zu sammeln.</p>
14. Oktober 2024	
<p>Eine Gruppe zwölfjähriger. Einer sagt zum anderen „Was willst du N****?“</p>	<p>Ich schreite ein. Frage, ob sie wissen, was dieses Wort bedeutet oder woher es kommt. Erkläre geduldig, fast schon mechanisch, was dieses Wort mit Menschen machen kann, wie Sprache verletzen kann. Die Jungen hören diese Erklärung nicht zum ersten Mal. Es wird auch nicht das letzte Mal sein, dass ich hier einschreiten muss. Mich meint dieses Wort nicht und trotzdem stört und verletzt es mich. Mich verletzt, wie beliebig gewaltvolle Wörter in ihrem Alltag herumgeschleudert werden. Bezeichnungen für Minderheiten sind für sie wie Schimpfwörter. Und morgen werden dann Teile meiner eigenen Identität verwendet, um andere zu erniedrigen.</p> <p>„War ja eh nur Spaß.“</p> <p>Nein. War es nicht.</p>
18. November 2024	
<p>Nachricht einer Freundin „ÖVP, SPÖ und NEOS fangen mit Koalitionsverhandlungen an. Warum zur Hölle freu ich mich darüber?“</p>	<p>Diese Frage stell ich mir auch. Zwei dieser Parteien repräsentieren weder mich noch die Werte, mit denen ich aufgewachsen bin. Sie legen ihren Fokus auf Dinge, die ich als unwichtig ansehe. Sie arbeiten auf eine Welt hin, in der die Schere zwischen Arm und Reich nur weiter aufgehen wird. Und trotzdem bin ich erleichtert und schäme mich zeitgleich dafür. Eine kurze Pause. Wenigstens nicht die Rechtsradikalen. Noch nicht. Denn zu</p>

	Erleichterung und Scham mischt sich auch die Sorge: In sechs Tagen wählt die Steiermark. Was dann?
21. November 2024	
<p>„Wehrt euch, leistet Widerstand, gegen den Faschismus hier im Land! Auf die Barrikaden! Auf die Barrikaden!“ – Demogesang auf der Grazer Donnerstagsdemo</p>	<p>Ich schreie mir auf einer Demo die Seele aus dem Leib. Mir ist egal, dass es kalt ist und meine Stimme darunter leidet. Ich möchte nochmal laut sein. Ich weiß, dass wir nicht wirklich was bewirken können. Wir sind nicht einmal viele, die heute auf die Straße gegangen sind. 200 Menschen vielleicht? Eher weniger. Es ist keine beeindruckende Zahl. Aber wir sind laut. Doch was bringt uns das? Wir können noch so laut schreien und auf die Probleme mit der FPÖ und ihre zahlreichen Einzelfälle hinweisen. Trotzdem werden sie die Wahl gewinnen. Und wie vor jeder Wahl bereite ich mich auf die Enttäuschung vor. Sie ist gut bekannt. Ein fixer Bestandteil im Gefühlsarsenal einer politisch linken Person im Jahr 2024. Ich bin entmutigt. Aber ich versuche laut zu bleiben.</p>

Politische Entgleisungen

<p>Mit zwölf (2015)</p>	<p>Zwei Frauen diskriminieren meine Sitznachbarin im Bus aufgrund ihrer Hautfarbe. „Ich würde meiner Tochter nicht erlauben, neben einer schwarzen Frau zu sitzen“, sagt die eine. „Ich würde meine Tochter neben gar keiner Ausländerin sitzen lassen“, sagt die andere. Sie sprechen ganz leise. Wir hören es trotzdem, die Frau und ich. Sie schaut aus dem Fenster, ich lese weiter in meinem Buch.</p>
<p>Mit sechzehn (2019)</p>	<p>Schülerzeitungsredaktionssitzung. Wir diskutieren darüber, ob gegendert werden soll oder nicht. „Fühl dich doch einfach mit dem Generischen Maskulinum angesprochen als Frau“, sagt er zu mir. „Das ist weniger kompliziert. Das macht die Sache einfacher.“ „Nein, ich fühle mich nicht angesprochen“, antworte ich. Als Frau. Wir setzen uns durch, weil wir fast nur Frauen sind, die für die Schülerzeitung schreiben. Wir berichten über <i>Friday's for Future</i>, ich demonstriere zum ersten Mal. Mit sechzehn malen wir uns eine neue Frauenrechtsbewegung aus, nehmen uns vor, dass es die letzte sein würde. Wir würden den Klimawandel stoppen, mit sechzehn dachten wir noch, dass wir alles erreichen können.</p>
<p>Mit siebzehn (2020)</p>	<p>Irgendwann in einem Lockdown schreibe ich einen wütenden Leserbrief an die Zeitung zum Artikel: <i>Wie das Dorf wieder attraktiver für Frauen gemacht wird</i>. Frauen werden gebraucht, im Vereinsleben, in der Kinderbetreuung, in der Altenpflege; sie halten das Dorf zusammen. Ich schreibe: <i>Es kommt also in Krisenzeiten hervor, dass das Aufbrechen der klassischen Rollenverteilung bei Frauen und Männern noch immer nicht erreicht ist, wie man im Jahr 2020 vielleicht gedacht hätte. Und es gibt immer noch Artikel wie diese, die Frauen dazu auffordern, in den Dörfern zu bleiben, um die soziale Struktur aufrecht zu erhalten, während von Männern nicht ein einziges Mal die Rede ist</i>. Ich schicke den Leserbrief ab und bekomme nie eine Antwort darauf.</p>
<p>Mit neunzehn (2022)</p>	<p>Ein Ehepaar macht Sightseeing in der Stadt. Sie sitzen vor mir im Bus und verurteilen ihre</p>

<p>Mit zwanzig (2023)</p>	<p>Umgebung. „Schau mal, da draußen geht eine mit Kopftuch.“ „Das würde es bei uns zu Hause nicht geben.“ „Und der vorne rechts, in welcher Sprache der wohl telefoniert?“ „Der kann bestimmt kein Deutsch.“ Sie sprechen nicht mehr hinter vorgehaltener Hand wie die zwei Frauen damals. Sie unterhalten sich in normaler Lautstärke, dass sie alle im Bus hören können. Sie wollen von allen gehört werden.</p> <p>Ich habe einen Opa vom Land und einen Opa aus der Stadt. Der Opa vom Land schwört auf Autos mit Schaltgetriebe, der Opa aus der Stadt fährt nur noch Automatik. Sie haben ihr ganzes Leben lang gearbeitet, sagen sie immer, sich hochgearbeitet, der eine in der Landwirtschaft, der andere im Büro. Meistens sind sie sich uneinig, angefangen beim Autofahren. Nur bei einem Thema herrscht Einigkeit: Es gibt keinen Klimawandel. „Warm ist es schon immer gewesen“, sagt der eine. „Und kalt“, sagt der andere. Wenn es wirklich einen Klimawandel geben würde, dann müssten die USA und China und die anderen großen Länder zuerst etwas unternehmen, nicht Österreich. „Wir müssen uns nicht ändern.“ „Wir können doch nicht alles, was wir in den letzten Jahrzehnten wirtschaftlich erreicht haben, aufgeben.“ „Ihr Studenten wollt doch gar nicht arbeiten, ihr klebt euch doch nur auf die Straße.“ Ich gebe die Diskussion auf, nehme mir vor, nie mehr mit Opas über siebzig zu diskutieren. Bis zum nächsten Familientreffen.</p>
<p>Mit einundzwanzig (2024)</p>	<p>Wahlsonntag im September. Ich stehe vor dem Wahllokal und beobachte zwei Männer, die sich über den Platz hinweg begrüßen. „Hast du ja das Richtige gewählt?“, ruft der erste. Der zweite reckt den Daumen in die Höhe und zeigt auf das Herbert-Kickl-Plakat. Er grinst. Für sie gibt es kein Wahlgeheimnis, ihre Wahl schreien sie hinaus. Obwohl die Sonne scheint, wird mir auf einmal kalt. Also drehe ich mich um und gehe ins Wahllokal, um meine Stimme abzugeben. Um noch auf das Beste zu hoffen, während man das Schlimmste bereits erahnt.</p>